# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 146. Bromberg, den 8. August 1926.


## Die Hosen des Herrn von Bredow

Roman von **Willibald Alexis.**

(16. Fortsetzung.)

Frau von Bredow legte mit mütterlicher Teilnahme die Hände auf die Stirn ihrer Tochter. Sie blickte sie wehmütig an und küßte ihre Stirn: „Der Mensch denkt, Gott lenkt."

Auf einer Bahre von Tannreisern lag der Verwundete, ein kläglicher Anblick selbst für die, welche ihn schon seit einer Stunde so gesehen. Sein Gesicht war mit Blut aufgelaufen und unkenntlich, sein linkes Bein gebrochen, sein ganzer Körper schien zerschmettert. Der Knecht Ruprecht winkte dem Bauer, mit dessen Hilfe er und Hans Jürgen den Verwundeten bisher getragen, daß er nun gehen könne. Er wartete auf frische Hilfe aus der Burg. „Meint Ihr, daß er davonkommt?" fragte der Bauer. „Wenn er leben bleibt, bleibt doch nicht viel von ihm leben", antwortete Ruprecht. „In den Krieg kann er nicht mehr, auf die Jagd auch nicht."

„Und was ist ein Junker, der nicht aufs Pferd kann", sagte der Bauer achselzuckend und ging.

Was Hans Jürgen nicht erzählte, erzählte der Bauer denen, die ihm entgegenkamen: wie es gewimmert und gestöhnt, als der Knecht und der Junker im Walde zurückkehrten, wie sie, der Hufspur folgend, den Verunglückten gefunden. Das scheue, zügellose Pferd, durch dick und dünn jagend, war gegen einen Baum mit seinem Reiter angerannt, hatte ihn abgeworfen und gegen einen scharfkantigen großen Stein geschleudert. Sie fanden ihn schon sprachlos in Todesängsten. Das mochte man sich selbst so auslegen, auch wenn er kein Wort gesprochen hätte; aber bei jedem Schritt wußte man mehr, und die Mägde in der Küche, die gar nicht hinausgekommen waren, wußten es ganz genau, wie es hergegangen. Da hatte Hans Jochem sich verschworen gegen die andern, er allein wollte den Krämer werfen und bis aufs Hemd ausziehen, auch wenn der Kurfürst mit allen seinen Trabanten um ihn stände. „Auch so der Teufel neben ihm ritt?" fragten die andern. „Auch dem will ich ein Schnippchen schlagen", hatte Hans Jochem gesagt. Da, als er dem Pferd die Sporen gab, war ein schwarzer Reiter wie aus der Erde aufgeschossen und hatte sich ihm in den Weg gestellt. „Mach' Platz!" rief Hans Jochem. „Wer bist du?" Der Reiter schlug das Visier auf, und die helle Lohe schlug ihm aus des Reiters grünen Augen und Rachen entgegen. Da ward sein Roß scheu, kehrte und trug ihn über Stock und Block. Und hinter ihm rief ein altes Weib: „Ach Junker, nehmt mich doch mit; ich kann meine Kiepe nicht tragen!" Und vor ihm lief ein anderes Weib, die rief: „Folgt mir nur, ich zeig' Euch den Weg." Und das Weib hinter ihm saß bald auf dem Sattel in seinem Rücken und umklammerte ihn mit ihren Armen, daß ihm der Atem verging, und das Weib vor ihm führte ihn durch Sumpf und Brüche, und er sah ihre Laterne und konnte sie doch nicht erreichen, bis sie dort an den Teufelssteinen stille stand und die Arme ausbreitete und rief: „Springt nur, Junker, ich helfe Euch runter." Und da er sich im Sattel schwang, riß ihn die andere hinab, und er fiel. Die Frauen waren verschwunden, er lag auf den scharfen Steinen, und während er vor Schmerz wimmerte, lachte es und kreischte und flatterte auf wie hundert wilde Gänse, und die Eulen heulten im Walde. So wußten es die in der Küche ganz bestimmt, und keinem hätte ich raten mögen, daß er daran zweifelte.

„Er hat geseufzt! Er lebt!" stürzte Agnes aus der Torstube, wo der Verwundete jetzt lag, und ihr Auge strahlte vor Freude der Mutter entgegen, welche, die Arme bepackt mit feinen, weichen Linnen, aus dem Wohnhaus kam. Die Leinen kamen zu spät, die Stirn war schon verbunden, kalte Wasserumschläge waren gemacht, der Schmied aus dem Dorf war auch schon da, aber er schüttelte den Kopf; was hier zu tun war, ging über seine Kunst.

„Ach lieber Himmel, daß mir das nicht gleich einfiel", rief die Edelfrau. „Schnell zu Pferd einer nach Altbrandenburg, er soll die Sporen nicht scheuen, zum Meister Hildebrand!"

Sie sah sich um nach einem guten Reiter. Auch das war schon besorgt. Der Bote ritt seit einer Viertelstunde.

„Dechant, das ist brav von Euch, daß Ihr daran gedacht."

Der Dechant blickte abwehrend auf Agnes: „Das liebe Kind denkt und waltet, als wär' sie schon eine barmherzige Schwester. Da wird des Himmels Segen nicht ausbleiben."

„Agnes, du! Ach heilige Mutter, mir fällt ein, der Hildebrand wird nicht in der Stadt sein. Reit' einer nach, er ist —"

„Beim Vetter in Golzow", fiel Agnes ein. „Er reitet auch über Golzow. Erst, wenn er ihn nicht findet, soll er nach Brandenburg."

„Wen habt ihr hingeschickt?" fragte die Frau.

„Hans Jürgen", sagte leis Eva zur Mutter.

Die wiegte etwas den Kopf: „Der Junge wird auch müde sein. 's schadet aber nichts. Ein Nußbaum, der tragen soll, muß früh geschlagen werden. Die Vettern waren sich nimmer sehr gut. Schon als Kinder lagen sie sich in den Haaren. Nun, wenn der eine — der bessere", entfuhr es ihr, aber sie unterdrückte die Stimme — „wenn der dran glauben muß, dann hat der andre den Trost, daß er ihm zuletzt noch einen Liebesdienst getan. Mehr kann am End' keiner sagen, daß er für die anderen tat. Wir sind alle Kinder des Staubes, und müssen alle unter die Erde."

Sie wischte mit dem kleinen Finger eine Träne aus dem Auge, Eva weinte laut, und Agnes weinte still. Da war das Zeichen gegeben. Wenn die Herrschaft weinte, durfte die Dienerschaft auch, es war sogar ihre Schuldigkeit, weinen. Sie weinten nicht still, sie schluchzten laut, sie drängten, ihre Schürzen am Auge, nach der Torstube, den lieben jungen Herrn zu sehen, sie schrien auf, wenn sie ihn sahen, und heulend stürzten sie fort, bis es durch das ganze Haus und die gange Burg ein Geheul war um den Junker, der ein so lieber schöner Herr gewesen, und nun war er ein Krüppel, eine halbe Leiche, schlimmer als eine Leiche. Und wieviele gute Eigenschaften und Vorzüge kamen da an dem grauen Tage von einem zutage, von dem sie bis da gar nicht gesprochen, und wenn es geschah, schalten sie ihn einen eitlen Tunichtgut.

Herr Gottfried hatte derweil seine Biersuppe mit Ingwer und Pfeffer und dem schwimmenden Eierschaum drauf getrunken. Er strich sich, als er allmählich warm ward, behaglich die Seiten und sah auch mit Befriedigung, wie der Knecht Kaspar die große Schüssel mit Buchweizenbrei auftrug, deren glatt gewordene Oberhaut schön geädert war mit kleinen Seen und Flüssee und Kanälen von brauner Butter und Zimt. und Flüssen und Kanälen von brauner Butter und Zimt. büchse holte seine Ehefrau nur bei absonderlichen Festtagen aus dem Schrank. „'s ist doch ein gut Weib!" brummte er, und sah auch mit Vergnügen auf die Schüsseln mit Honig und Käse und den Ochsenschinken, der jetzt hereingetragen ward. Zu viel für einen Mann hätte es einem andern ge-

dünkt, der auch hungrig war, aber nur seit gestern. Herr Gottfried hatte seit einer Woche keinen Bissen über die Lippen gebracht, und dieser Gedanke schien jetzt zum vollen Bewußtsein des Hungers zu werden. Er maß die Schüsseln, und auf seinem Gesicht strahlte immer mehr Friede; aber mit dem Frieden stimmten die Klagetöne draußen wenig.

„Ist also gefallen?" fragte Herr von Bredow.

„Und gestürzt", sagte der Knecht.

„Ja, ja, das kommt davon." sagte Herr von Bredow und schnitt tief in den Schinken ein.

„Und hat sich Schaden getan," sagte der Knecht.

„Durch Schaden wird man klug. Fiel auch mal vom Pferd. Ist's der Hans Jochem oder der Hans Jürgen?"

„'s ist ein Unglückstag heut", sagte der Meier.

„Ein Unglückstag!" wiederholte Herr von Bredow und schien darüber nachzudenken, indem er einen zweiten Teller mit Buchweizenbrei füllte und wie verwundert zusah, daß es noch immer dampfte. „Was haben wir denn heut, Kaspar?"

„Sonntag nach Gallus, Gestrenger. Die Gänse sind schon geschlachtet."

„Die Martinigänse! — Ist's die Möglichkeit!" rief Herr von Bredow und setzte den Messergriff auf den Tisch. „Der arme Hans Jochem! Jemine, schon die Martinigänse. — Das geht jetzt alles . . . Einer will's dem andern zuvortun. Da kommt's denn! — Ein Bein hat er gebrochen!"

„Aber der Herr Dechant wird ihm die Sakramente reichen."

„Sakramente!" — Ein neuer Gedanke schien in der chaotischen Wüste seines Kopfes sich durchzuarbeiten. — „Sakramente! Dann geht's wohl auf die Letzt."

„'s ist aber nach dem Wundarzt geschickt. Der muß bald da sein. Sonst kommt er zu spät."

„Zu spät!" Ein zweiter Gedanke brach durch. Der Ritter legte Messer und Löffel fort: „Kaspar, meinst du, daß es gut ist, daß ich zum Hans Jochem gehe? Er kann doch nicht zu mir kommen!"

„Freilich, das kann er nicht, gestrenger Herr, aber —"

„'s ist heut' ein Unglückstag," wiederholte der Meier.

„'s täte wohl besser, gestrenger Herr," sagte der Knecht, „wenn Ihr erst frühstücktet. Das Unglück kommt immer zu früh noch ,und Ihr könnt dem Junker nicht helfen. Aber der Junker kann Euch schaden. Herzeleid auf leeren Magen tut nimmer gut. Wer morgens ordentlich frühstückt, der sammelt seine Gedanken und kann was vertragen. Mancher Mann, der nüchtern ausritt und wollte alles tun, tat nichts und fiel gar in Unmacht."

Da nickte Herr von Bredow mit voller Beistimmung dem verständigen Knecht zu und tat, wie er ihm riet. Und der Rat erwies sich als gut, denn je mehr sich der Magen füllte, um so mehr schien in dem großen Körper die zerstörte Ordnung sich wieder herzustellen, und auch die Gedanken sammelten und lichteten sich im Kopfe.

Da wischte er mit dem Tuche den Mund, richtete sich im Stuhl auf und sprach: „Der arme Hans Jochem! — Daß es grade der Hans Jochem sein muß."

„Das hab' ich auch gesagt, gestrenger Herr. Grade der Hans Jochem. Und er war so lustig allezeit."

„Wenn's Hans Jürgen wäre —"

„Dann wär's nicht Hans Jochem, das hab' ich auch gedacht, gestrenger Herr."

„Aber das kommt davon."

„Ja gewiß, Gestrenger."

„Wer nicht hören will, muß fühlen. Wollen alles besser wissen die jungen Leute. Reiten, das will gelernt sein. Was ist das für 'ne neue Mode! Die Diener sollen jetzt hinter dem Herrn reiten. Die jungen Fante in Brandenburg und Berlin! Wozu ist ein Diener, als daß er seinen Herrn meldet! Darum reitet er vorauf. Tut mir doch leid um den Hans Jochem. Hatte den Jungen lieb."

Herr Gottfried drückte mit dem Finger ans Auge, als fühlte er da etwas, was nicht dahin gehörte. Frau Brigitte trat ein, auch mit roten Augen; sie setzte eine Kanne auf den Tisch. Selbst setzte sie sich neben ihren Herrn.

„Da bring' ich dir Zerbster, Gottfried. Das letzte aus dem Faß. Wer weiß, wenn's auch mit uns auf die Letzt geht."

„Ja, ja, ja!" sagte Herr von Bredow. „'s ist schlimme Zeit. Sie zapfen, wo sie können."

„Trink, Götze, 's ist von dem bittern Zerbster, das spült den Magen wieder klar."

Er setzte an und trank und setzte die leere Kanne nieder. Er nickte ihr freundlich zu: „Hast recht, 's ist von dem Bittern."

„'s ist mancherlei bitter!" seufzte sie.

„Der arme Hans Jochem, wer hätte das gedacht, Gitte! Na, nu will ich auch zu ihm."

„Bleib' nur, Götze, sie tun ihn verbinden jetzt. Er schreit jämmerlich. Ans Leben geht's ihm nicht, sagte der alte Hildebrand. Aber wie's nachher mit ihm gehen wird, ich meine, wenn er durchkommt! Reiten kann er nicht mehr und tanzen auch nicht. Weißt du noch, wie er bei dem Bankett in Plessow herumstrich, er und die Eva? Sie waren noch Kinder, aber die Leute sprachen gar Absonderliches. Na und dann Götze, unseres und seines zusammengeschlagen, da hätten die Hohen-Ziatzer auch können den Bettern in Friesack zeigen — das ist nun nichts. Ein Ritter wird er nicht mehr, sein Lebtag nicht, und was ist er dann? Und der Hans Jochem ins Kloster! Mann, Mann, das will mir gar nicht in Sinn. An den Hans Jürgen hatte ich immer gedacht, der taugt doch zu nichts. Aber —"

„Ich wollt's nicht", fiel Herr Gottfried ein. „Sein Vater seliger konnte die Pfaffen nicht leiden, und ich kann sie auch nicht leiden. Er hat grade Beine, laß ihn gehen, wo er hinläuft."

„Und weißt du, was mir nicht gefällt, Götz?" — Sie sah sich um, der Meier und der Knecht Kaspar hatten die Halle verlassen; sie waren allein. — „'s ist was zwischen der Eva und dem Hans Jürgen. Sie haben sich immer geneckt, aber seit ein paar Tagen ist da was los."

„Kinderpossen!"

„Du hast schon recht, sie sind Kinder. Aber die Agnes, denk' dir, das stille Kind, die ist wie außer sich um den Hans Jochem. Hat gesorgt für ihn, als wär's ihr Bruder, ist hinausgelaufen von allen zuerst, als wir's hörten, und brachte ihm Wasser zu trinken. Eh' einer sich nur besinnen konnte, hatte sie ihm nasse Umschläge gelegt, und dann, ach Gott, ich weiß nicht alles. Und daraus kann doch nur ein Unglück kommen. Und darum, was meinst du, wir schicken sie nach Spandow; je eher, so besser."

Das Zerbster Bitterbier mußte wunderbar auf den Ritter gewirkt haben. Er seufzte so tief und schwer auf, als schöpfte er plötzlich Erinnerungen aus dem Ziehbrunnen seiner Seele. Die breiten Hände auf seine Knie schlagend, hub er an: „Ich sage dir, Brigitte, es kommt nirgend was 'raus als Unglück! Und das kommt alles bloß daher, weil die Menschen es immer besser machen wollen, als es ist. Der liebe Gott muß doch gewußt haben, warum er's so machte, aber nein, sie müssen kehren und putzen und scheuern."

Frau Brigitte sah ihn bedenklich an, ob ein Vogel von der Wäsche gesungen. Es war anderes, was ihrem Eheherrn hinterm Ohr hüpfte.

„In Berlin werden sie lateinisch sprechen, die Jungen sollen durch die Gucker in die Sterne sehen und die Weiber die Nativitäten stellen. Aus dem Reich ist ein lateinischer Gelehrter verschrieben, der soll dem Hofe Unterricht geben, und Komödien wollen sie spielen von einem Heidenmenschen, der vor zweitausend Jahren schon gestorben ist, der heißt Terwenzel. Mögen sie scharwenzeln, mögen sie's aushalten, wenn ich nicht zuhören muß. Ich will auch gar nicht mehr auf den Landtag reiten."

Den Entschluß billigte seine Frau: „Was hast du auch da zu tun, Götz Hast darüber die Reiherjagd versäumt und die Martinigänse."

„Was da gestänkert und geredet wird, Brigitte, du glaubst es gar nicht. Nun frag' ich eine Seele, haben wir nicht genug Gerichte und Gerechtigkeit im Land? Sprachen sie jetzt davon, es sollte ein großes oberstes Gericht für die Marken errichtet werden in Berlin. Ist denn das Reichskammergericht nicht schon Plage genug für 'nen rechtschaffenen Edelmann, der's Unglück hat, daß er da was suchen muß? Nein, wir sollen die Plage auch apart haben. Da sollen zwei Banken hingestellt werden, auf einer sollen die Edelleute sitzen, auf der anderen Gelehrte, und da soll alles geschlichtet und entschieden werden, was sich in den Haaren liegt."

„Das wird 'nen Kohl geben," sagte Frau von Bredow.

„Rechtes Futter für die Advokaten, Prozesse, die einen Edelmann von Haus und Hof fressen. Aber das ist den gelbschnäblichten Herren schon recht, je mehr nur geschrieben wird, desto konfuser und besser."

„Was Recht ist, weiß doch jeder selbst zum besten, nicht wahr, Götze. Gott sei Dank, wir haben nichts mit den Gerichten zu tun."

„Meinst du! Der Kunz Reder hat vor Jahren 'nen See abgelassen und ackert darauf. Nun sagen die Bauern vont alten Kietz, sie hätten ein Recht auf die Fische gehabt. Auf dem Acker könnten sie keine angeln. Und das kam beim Landtage vor. Der Redner sagte: sie könnten ja Frösche angeln, wollt's ihnen nicht wehren. Aber glaubst du, Tile Holzendorf und noch ein paar standen auf, die Bauern wären im Recht. Da schlag denn doch das Donnerwetter drein. Wenn der Adel nicht mal zusammenhält."

„Was ist auch das Angeln, Götze! Der Förster sagte gestern, der Dachs hat sich gestellt. Mann, wir brauchen Dachsfett in der Wirtschaft. Reite 'raus nach dem Bau und laß die bösen Gedanken. Die frische Luft tut dir gut. Will die Jäger rufen lassen und die Körbe und Flaschen füllen."

„Brigitte!" sprach Herr Gottfried aufstehend und reckte sich. „Ich wünschte, ich wäre selbst ein Dachs und könnte in mein Loch kriechen und schlafen den ganzen Winter und sähe

nichts und hörte nichts. Denn Gescheites geschieht doch nicht mehr auf der Welt."

Die Edelfrau horchte auf etwas. Der Türmer blies: „Was ist das? — Nachher, Götze, muß ich dir noch was sagen. Der Herr von Lindenberg war heute nacht hier. Es scheint mir was nicht richtig, aber da wir's nicht ändern können, ist's wohl gescheiter, wir tun, als wüßten wir nichts."

Der Burgherr war damit vollkommen einverstanden, um so mehr, da er wirklich nicht wußte, was er nicht wissen sollte, und was einer nicht weiß, ihn nicht heiß macht; und endlich, weil er gar nicht neugierig und der Meinung war, daß viel Wissen für einen Mann vom Übel sei. Aber eins hätte er doch wissen mögen, als Brigitte hinaus war, nämlich warum sein Eisenhemde nicht am Platze hing. Auch die Büffelhaube fehlte und die Handschuhe. Er war ein Mann, der die Ordnung liebte, nämlich seine eigene, und wie er auch danach suchte, so fand er sie ebensowenig als Gründe, warum er sie nicht fand. So etwas konnte ihn sehr verdrießen, und wenn er verdrießlich war, konnte er auch zornig werden. Und er fing schon an, nur daß keiner da war, an dem er seinen Zorn auslassen konnte, was aber noch mehr zornig machen kann.

Der Türmer hatte wirklich geblasen, nicht einmal, wie wenn ein vereinzelter Reiter gesehen wird, sondern in langen, wiederholten und anhaltenden Stößen, die einen ganzen Heereszug bedeuten. Ein Trupp Reiter in Harnisch und Helm schwenkte in den langen Baumgang, der zum Schloß führte, das Eisen klirrte, und grad' als die Edelfrau auf dem Hof war, forderte der Anführer im Namen seiner Kurfürstlichen Gnaden Öffnung und Einlaß.

Alle sahen sich verwundert an, es war doch nicht Fehde, Herr Gottfried nicht in Acht noch im Prozeß mit der Kammer des Kurfürsten, daß er Einlagerung zu fürchten hatte.

„Öffnet sonder Zaudern!" rief der Anführer, den Eisenklopfer dreimal fallen lassend. „Wir wissen, daß der Burgherr drinnen ist."

„Da ist ja Herr Achim von Arnim, der Vogt von Potsdam!" rief die Frau. „Tut auf, Leute, das ist etwas, oder 's ist eine Irrung."

Die Reiter sprengten nur zum Teil in den Hof, der größere Teil blieb draußen. Der Anführer grüßte mit adliger Sitte die Burgfrau, doch nicht sehr freundlich: „Es tut mir leid, gnädige Frau, daß wir so uns wiedersehen müssen. Doch geht Pflicht vor Freundschaft. Wo ist Herr Gottfried?"

„Mein Mann? Ach lieber Herr von Arnim, der ist eben erst aus dem Bett aufgestanden. Er schlief noch vom Landtag her."

„Das tut mir leid", sprach der Vogt mit einem Lächeln um den Mund und sprang aus dem Sattel. „So muß ich ihn schon mitnehmen, wie er ist."

„Mitnehmen! Heilige Mutter Gottes, was ist's."

„Ist mir doch lieb, daß er schon im Wams und Hosen steckt", sagte der Ritter, da Herr Gottfried jetzt aus der Halle zum Vorschein kam. „'nen Pelz könnt Ihr ihm noch umwerfen."

Als Herr Götz ihn grüßte, neigte sich der Vogt auch nicht um ein weniges, sondern hielt den weißen Stab in die Höh':

„Herr Gottfried von Bredow, im Namen Seiner Kurfürstlichen Gnaden, Ihr seid mein Gefangener. Folgt mir in Güte."

„Gefangener!" rief es. Das war doch auch für Frau Brigitten des Schreckens zuviel. Hans Jürgen sah Eva fragend an, Agnes stürzte auf Herrn Gottfried und umfaßte ihn: „Sie sollen uns den Vater nicht nehmen."

„Das könnte nicht sein, lieber Herr von Arnim. Das ist ein falscher Befehl. Warum?"

Der Anführer hob den Arm: „Auf Seiner Durchlaucht eigenen Befehl, den ich aus seinem Mund vernahm, bei Potsdam in der Forst. Überdem, wer wagt zu zweifeln, der ein guter Vasall ist zu Brandenburg!"

Ein weniges ließ er das Pergament aufrollen, das er aus der Brust zog. Dann, als täte es nicht not, schnellte er es wieder zusammen und schaute nur nach seinen Reitern. Was er vor sich sah, tat nicht gut, daß ein kurfürstlicher Diener es zu genau sah.

Kaspar riß den Mund auf und drückte die Faust an die Zähne; Eva schrie und flog zu Hans Jürgen. Sie fiel ihm nicht um den Hals, sie legte nur die Hände auf seine Schulter.

„Daß dich noch mal!" hatte Herr Götz gerufen; weiter nichts, dann waren die Arme ihm straff niedergesunken, und er schaute, blaß, mit seinen großen Augen ins Leere; aber Eva rief zu Hans Jürgen: „Dulden wir's?" — „Wir dulden's nicht", hatte er geantwortet; ich weiß nicht, ob mit dem Mund oder den Augen, aber er sprang zur Treppe nach der Rüstkammer. Da war es gut, daß der kluge Knecht Ruprecht ihn auffing. Was er ihm zugeflüstert, da er ihn unterfaßte, ich kann's euch nicht wieder sagen.

Die Harnische der Reiter klirrten, da sie einen Halbkreis um die Burginsassen schlossen; der Wachtmeister strich den Knebelbart, der Vogt von Arnim sprach kein Wort, aber auf seinen geschlossenen Lippen war geschrieben: Es ist Ernst, gegen den nichts hilft.

Der Leiterwagen mit den Strohbündeln stand schon geschirrt im Hofe. Der Wachtmeister und noch ein Reiter setzten sich nach vorn und hinten, eine Kette mit Handschellen verbargen sie noch unterm Strohsitz in der Mitte.

„Vater! Vater!"

„Götze, mein Gottfried!"

Und konnte der Dechant nichts mitgeben als seinen Segen? Die Burgfrau stieß ihn fort, schlang ihren kräftigen Arm um den Hals ihres Herrn.

„Warum mußtest du mir das tun, Mann! Nun weiß ich's, du hast zu frei gesprochen auf dem Landtag!"

Darum! — Das darum und warum verhallte unter dem Gerassel der Räder und Hufe auf der Zugbrücke. „Herr Dechant! Herr Dechant!" riefen Mutter und Töchter dem geistlichen Herrn nach, der auch hinausritt, still, gesenkten Hauptes, aber er ritt nicht mit dem Wagen; er schwenkte draußen um nach links.

Da saß die unglückliche Frau und Mutter mit ihren Töchtern auf dem Wall. „Er hätte ihn doch trösten können auf dem langen Weg bis Spandow", schluchzte Frau Brigitte. „Was braucht der Peter Melchior des Zuspruchs, der ist nur ein bißchen krank und mein Herr —" Ein Aufschrei unterbrach sie. Der Wagen mit den Reisigen, als sie in den Wald lenkten, hielt, und deutlich sah man's, sie legten dem Gefangenen Fesseln an. „Daß Gott erbarm, das ist zu arg!" schrien die Mägde; die Töchter bargen weinend ihr Gesicht im Schoß der Mutter, die ihres in beide Hände stützte: „Nun ist's vorbei, nun ist's richtig, wir sehen ihn nimmer wieder." Sie sah ihn auch nicht wieder, als sie plötzlich sich aufraffte und mit dem Tuche nachwehte. Roß und Reisige waren im Walde verschwunden, im tiefen Sande verhallte der Ton von Hufen und Rädern.

(Fortsetzung folgt.)

## Das heilige Wort.

Von Hans Gäfgen.

Muttersprache — — es liegt ein heiliges Leuchten und Funkeln über diesem Worte.

Wenn wir besonnte Wiesen und abendlich erglühende Wälder sehen, dann empfinden wir die gleiche Wonne, die von jenem Worte ausströmt, stets segnend und beglückend.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!

singt der Dichter. Und ein Sprichwort kündet derb und deutlich:

Wer seine Muttersprache redt wie ein Pferd,
Ist der Verachtung wert.

Nach der Mutter, die uns pflegte, da wir klein und hilflos waren, nach der Mutter, die unsere ersten Schritte lenkte, die sich um uns sorgte Tag und Nacht, ist unsere Sprache benannt. Die Mutter war es, die uns ihre Worte lehrte, die nimmer ermüdete, die Laute uns vorzusprechen, bis, einem Samenkorne gleich, das Wort Wurzel schlug in der Seele des Kindes. Und dann wuchs das Pflänzchen, das die Beschirmerin der Kindertage gepflanzt hatte, und gedieh. Höher und breiter wurden seine Äste. Heute aber ist es ein schattender Baum geworden, in dessen milder Kühle wir rasten, unter dem wir Heimat fühlen, stille, segnende Heimat.

Muttersprache — — es liegt ein heiliges Leuchten und Funkeln über diesem Worte.

## Hat ein Brieflein im Schnabel . . .

Aus Berlin schreibt uns ein Mitarbeiter:

Der Lebenslauf der Taube als Briefträger hat eine viel buntere Vergangenheit als der Entwickelungsgang des heutigen Postbetriebes.

Schon zu Noahs Zeiten besorgte die Taube den Nachrichtendienst. Selbst heikle diplomatische Verwicklungen glättete sie mit dem Friedenszweig oder dem Ölblatt im Schnabel. Ganz zu schweigen von den vertraulichen Missionen, die sie als Liebesbote in den Morgenländern und bei den Römern und Griechen zu vollbringen hatte. Für die Wechsler des Altertums und Mittelalters, ja noch für die Bankhäuser des vorigen Jahrhunderts war sie die fliegende Börsenzeitung.

Den Russen war die Taube heilig; darum durfte sie nicht getötet werden. Auch anderen Völkern war sie heilig, darum tötete man sie, um sie den Gottheiten zu opfern. Kurz, die Taube hat alle Moden der Völker am eigenen Leibe mitgemacht.

Man hat mit Hilfe der Tauben drahtlos telegraphiert, lange bevor man Drähte kannte. Das Reutersche Weltdepeschenbureau z. B. ist aus einer Brieftaubenpost hervorgegangen.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, der Sperling in der Hand sei besser als die Taube auf dem Dache. Du weißt oft gar nicht, was die Taube auf dem Dache für dein Leben und dein Geschäft bedeuten kann. Große Staats- und Handelsaktionen haben schon auf dem Wege der Taubenpost ihren Anfang genommen. Während des Siebziger-Krieges hat man sich in Deutschland der postalischen Fähigkeiten und Zuverlässigkeit der Tauben zum erstenmal in großem Maße bedient. Im Weltkrieg haben auf deutscher Seite 50 000 Tauben Meldedienst getan. Man hat sie trotz aller modernen Nachrichtenübermittelungen nicht entbehren können. Manches Menschenleben ist durch sie gerettet worden.

In Belgien und Holland gehören Züchtung und Wettflüge der Brieftauben zum Nationalsport. Sie stehen dort vollwertig neben den Box- und Fußballkämpfen, neben den großen Ereignissen der Rennplätze. In Deutschland gibt es etwa eine Million Brieftauben, in Belgien allein die zehnfache Zahl. Es wäre an der Zeit, den Brieftaubensport auch in Deutschland auszubauen; denn dieser Sport hat nicht nur seine eigenen Reize, die in der Aufstellung von Schnelligkeitsrekorden mit Gewinnaussichten und in der Preiskrönung der edelsten Tiere bestehen, von denen z. B. einzelne einen Wert von etlichen tausend Mark haben. Er hat auch seine volkswirtschaftliche Bedeutung. Ganz zu Unrecht ist die Taube beim Landmann schlecht angeschrieben. Sie schädigt weder die Felder, noch frißt sie die jungen Pflänzchen ab. Tauben scharren nicht. Sie begnügen sich mit dem, was auf dem Tische der Felder und Beete obenauf liegt; mit Unkrautsamen, Schnecken, Larven und greifen allenfalls jenes Samenkorn auf, das nicht in den Boden eingedrungen ist und ohnehin verdorben wäre. Du bekommst also bessere Salate und Gemüse. Die herrlichen unkrautfreien Ländereien in Belgien sind ein sprechendes Beispiel.

(Nur in Polen ist die Züchtung von Brieftauben noch sehr im Rückstande. Und außerdem auch nicht ungefährlich. Man denke nur daran, welche Rolle eine Brieftaube z. B. in der „Spionageaffäre" der Graudenzer Guttempler gespielt hat. — Die Red.)

## Phönix im Zahlenreiche.

Seltsam! Auch das so starr und leblos anmutende Zahlenreich hat seine Geheimnisse und seine Märchenwelt . . . „ und in dieser Märchenwelt besitzt es als märchenhaftestes Märchen den Phönix, den Zahlenphönix oder die Phönixzahl. Es ist dies eine Zahl, die schon in alten Chroniken erwähnt wird und die die rätselhafte Eigenschaft hat, aus allen Multiplikations- und bestimmten Divisionsoperationen in ihrer alten Gestalt hervorzugehen.

Diese etwas unheimlich lange Zahl heißt 526 315 789 473 684 210.

Bitte, multiplizieren Sie mit 2! Sie erhalten als Resultat 1 052 631 578 947 368 420. Und Sie sehen: von der zweiten Stelle an gerechnet und nach der letzten Stelle, abgesehen von der Endnull, wieder die vorhin nicht gezählte erste genommen, so haben Sie genau die alte Zahl. Rechnen Sie ein weiteres Beispiel, z. B. eine Multiplikation mit 7. Resultat: 3 684 210 526 315 789 470. Die alte Zahl beginnt hier mit der achten Stelle; wenn Sie, wieder ohne Berücksichtigung der Endnull, nach der zweitletzten Stelle von vorne beginnen, so steht der Phönix in voller Pracht da! Sie können jedoch auch mit beliebigen drei- oder mehrstelligen Zahlen multiplizieren, Sie erhalten die alte Zahl immer wieder. Allerdings, eine kleine Ausnahme ist dabei zu beachten:

Multiplizieren Sie z. B. mit 3529, und Sie erhalten 1 857 368 421 052 631 577 090. Wie Sie sehen, beginnt hier die Phönixzahl in der zwölften Stelle und endigt vorläufig mit der fünfletzten Stelle, der ersten Sieben. Die Ziffern 894 der alten Zahl scheinen vollständig zu fehlen; und erst in der vierten Stelle der neuen Zahl beginnt sich die alte wieder zu zeigen. Aber auch der dem Phönix anscheinend fehlende Teil 894 ist in Wirklichkeit vorhanden. Denn bitte, addieren Sie die Zahlen des Produktes, die in der Phönixzahl nicht vorhanden sind, also 709 und 185 . . . . und siehe, Sie erhalten den fehlenden Teil 894! Wenn Sie diese Einschränkung beachten, so ergibt sich selbst bei der gewagtesten Multiplikation, vielleicht noch mit Hilfe einiger Finessen, die Phönixzahl. Bitte versuchen!

Und nun, was meinen Sie, wollen wir noch ein wenig dividieren?

Versuchen Sie es mit 2! Resultat: 26 315 789 473 684 205. Voilà! Immerhin, die Division läßt sich nur in wenigen bestimmten Fällen ausführen, schon weil nur eine bestimmte Anzahl von Zahlen ohne Rest in der gegebenen Zahl enthalten ist. Versuchen Sie es z. B. noch mit 5! Resultat: nun, Sie können es ja selbst rechnen!

Die Phönixzahl hat aber noch andere seltsame Eigenschaften.

Teilen Sie einmal die 18stellige Zahl in zwei Hälften! Subtrahieren Sie nun den zweiten Teil vom ersten, und Sie erhalten den ersten Teil wieder, nur um eine Acht ärmer. Subtrahieren Sie umgekehrt die erste Hälfte von der zweiten (was allerdings arithmetisch unzulässig ist, da der erste Teil größer ist als der zweite), so erhalten Sie die zweite Hälfte wieder. Addieren Sie die beiden Hälften, so erhalten Sie neun Neuner. Und so weiter.

Vielleicht hat die Phönixzahl noch hundert andere rätselhafte Eigenschaften. Suchen Sie selbst einmal!

Noch etwas: Ist das Zahlenreich wirklich trocken und nüchtern und inhaltlos?

## Guter Handel.

Goethe schickte eines Tages ein versiegeltes Manuskript an den Buchhändler Vieweg in Berlin. Bei dem Paket lag folgender Zettel:

„Wenn Herr Vieweg für das beiliegende Manuskript nicht ein Honorar von 200 Friedrichsdor zahlen will, so soll er das Päckchen uneröffnet zurückschicken."

Einige Tage schwankte der Verleger zwischen Gefahr und Neugier, dann aber siegte die letztere: das Päckchen wurde eröffnet und — es enthielt das Manuskript von „Hermann und Dorothea".

Herr Vieweg hat es nie bereut, auf Goethes Namen die Summe eingesetzt zu haben. Walter Gelmar.

## Bunte Chronik

* **Autofahrten als Glücksspiel.** Man weiß, daß die Bewohner Südamerikas eine wahre Leidenschaft für alle Art Glücksspiel haben, so daß dort Lotterien und Lotto in höchster Blüte stehen. Mehr als eine der Republiken des lateinischen Amerika zieht denn auch aus dieser Spielleidenschaft erheblichen Nutzen. Durch dieses vom Staat selbst gegebene Beispiel hat sich eine Gesellschaft für öffentliches Fuhrwesen in Montevideo zu einem Gedanken anregen lassen, der mit seiner unbestreitbaren Originalität den Vorteil verbindet, die Spielleidenschaft weiter Kreise der Bevölkerung im Interesse des Geschäftes auszunützen. Die der Gesellschaft gehörenden Droschkenautomobile sind neben dem Taxameter mit einer Scheibe ausgestattet, die auf dem linken Hinterrad befestigt ist, und auf der auf weißem Grunde die Zahlen von 1—20 in schwarzer Farbe aufgemalt sind. Ein auf der Radachse befestigter Zeiger verharrt in seiner senkrechten Richtung, während sich die Scheibe mit dem Rad herumdreht. Vor Antritt der Fahrt nennt der Fahrgast dem Chauffeur eine Nummer, die er gewählt hat. Zeigt nun der Zeiger beim Eintreffen am Bestimmungsort diese Nummer, so braucht der Fahrgast für die Fahrt, gleichgültig, wie lange sie gedauert hat, nichts zu bezahlen. Man kann sich denken, daß diese Lotto-Automobile, die die findige Gesellschaft in den Verkehr gebracht hat, zum Ärger der anderen Chauffeure mit Vorliebe für die Fahrt benutzt werden, da den Fahrgast natürlich der Gedanke reizt, sein Glück zu erproben und ohne großes Risiko seiner Spielleidenschaft zu frönen.

## Lustige Rundschau

* **Der Vorzug.** Herr Strietzel, Besitzer eines Logierhauses in einem Luftkurort, ist in Gemeinschaft mit seiner Ehehälfte damit beschäftigt, den Inseratentext zum Anbieten seiner Zimmer aufzusetzen. Die schönsten Vorzüge sind schon aufgezählt: Eigner Garten, Bad im Hause, Veranda, Laube usw. „Was könnte man noch anführen?" fragt Frau Strietzel, am Federhalter kauend. Da blickt Strietzel zufällig aus dem Fenster und sieht eine Schar frisch angekommener fescher Backfische vorübergehen. — Schreib noch „Angel-Gelegenheit", sagt er zu seiner Frau.

*

* **Lieber Besuch.** „Nun, Fritzchen, bist du der Tante und dem Onkel auch nicht lästig gefallen?" — „Auf keinen Fall, Mutter, als ich zu ihnen kam, sagte die Tante: Du hast uns gerade noch gefehlt!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.